

## Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

### Der Bruderkwitz\*).

— — — — — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht

\*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfange derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Rässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in dem sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahreszahl ist 1589.



dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf."

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

"Was säumest du? frisch auf und sprich!" sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkohren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen."

"Oho!" rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grotta ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre es, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht ferner nachgehe. Auch ist es mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Grafen Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine, und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grotta. Wirb um des Fräuleins Gunst."

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals.



Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen; aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: „was ist dem Herrn begegnet?“ entbrannte mein Herz, und es befiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergözte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlthun. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder andern Sinnes sei!“



Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen bewiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfassen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasfen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige von der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gefose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an den Gebirgen die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrak höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grotta fragte mich: warum ich erblasse? Und



ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wißet, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen!

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küßen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher, als die



andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein Anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

---

#### Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hereintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thür hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grotta, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen.“

„Gnädiger Herr, je eher, je lieber!“ rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit ausöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und



wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen, und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß Alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber Niemanden anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause.“

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit angehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte, als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem *Spiritus familiaris* gehört habe?

Ich erwiderte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Sackel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß.“

„Dem ist also!“ sagte der Graf. „Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorthier einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln, noch das Gift



der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut' Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiderte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Nun er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch Vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Oberstein besaßen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste, was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

---



Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grotta dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein Anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Grafen Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn Alles schlief, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als Alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Grafen Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von Allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte



dem Grafen Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

---

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juli 1589 reifete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid hange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen, und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhte ich einige Tage aus, denn die Roffe hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mir seine Gärten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die in himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgart, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.



In Lindau erfreute mich der Anblick des Rostniger-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man riet mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gauls, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Rostniger-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Widerschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorüberfanzten.

In Rostniz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huf wegen Keterei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschen-erbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Gesner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt' es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen worden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Rostniger; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen



schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht an einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und jener See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffsleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagt zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihn, in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir in seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann, sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?“ Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Außersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher darauf hin.“

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen



sein Rosenkränzlein gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir Uebrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern, und warf ihn ins Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel ins Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr Zutrauen habt, so bringe ich Euch ans Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher Niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel ans Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewährten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem



Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und trockneten unsere nassen Kleider an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

---

#### Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir hinaufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn Niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!“

Hart hinter dem Städtlein ging's durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien ins deutsche



Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere, enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott, der Herr, hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarn mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Lust heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben heilige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesekt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig, so lang er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe Seinesgleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth ist, der Italiener ränkesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?



Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele dalag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obforge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

---

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Roth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleibern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Grafen Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorgen wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; des-



gleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteifern mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Instrument den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth war voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehenen Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Berilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog von Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergalerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es



war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Ebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir Alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Ebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich, zum Kämmerer gewandt, „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib,



aber von Göttlichkeit durchströmt! Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

---

#### Der Spanier.

Von nun an erschien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Scavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 fandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es eröffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erst erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Ge-



mälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuths, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet,“ sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Krieg aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!“



Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten sollte.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete: Nein! wolle aber auf mein Verlangen Erkundigungen um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schiffelein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings,“ sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermessliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augen-



blicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besäße. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft hatte. „Es gibt zwar," sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstfertigkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.



Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhainer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend Einer habe mir einen Poffen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging



eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdelein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da ward es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdelein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da Niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfangen; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und



verwandt mit den Welzern und Kärnthern. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer=Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztschlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwidern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigen ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmüthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei. — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden.“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ — Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.



Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdroffen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!“ — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet Ihr von mir? Ich bin hieher beschieden, und seid Ihr Menehelsmörder, so bekommt Ihr mein Leben nicht umsonst.“ — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Menehelsmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schlugte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr.“ Und einige der Menehelsmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann.“ —



Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig.“

Die Magd ließ sich wieder sehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tage erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

---

#### Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir summete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Da nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclavani's Madonne vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Kniee wankten. Aber nun ward Alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glück-



lichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war Alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!“ — Die Thür ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr.“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken,“ sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einige Male stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich plötzlich zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“



„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zu vor selbst bezwingen. Ihr müsset Allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenn's vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben, als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.“

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; dergleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir Vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein



Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid ihr deß noch nicht zufrieden?“

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr secket ein anderes haben.“

Dann ging er zum Tische, löschte die Kerzen aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Beweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisillieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Euerer Gefahr im Gebirg von Tirano und Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vor über und sah die Madonna Sclavani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebt mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“



„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?  
„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht?  
Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. Dann fragte er: wen das Konterfei vor-  
stelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit,  
oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr solltet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen  
Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser  
Himmlichen gleich?“

„Reiset Morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet  
Ihr mich. Guer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid  
in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweige  
jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

#### Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Be-  
such, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu er-  
blicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte  
mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen  
war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimern gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertel-  
stunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thor-  
haimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des  
Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir  
die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch ver-  
schwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut  
eines seiner Freunde.



Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der Älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.“

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Kasse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit.“

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen.



Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthte führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich Alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise



zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart an die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal und das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tisch nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unverfehrt wieder vor Euch stehen.“ — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thut Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns vergessen zu haben, und schalteten auf den unverständigen Diener.



Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den ansehnlichsten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Luft des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweg geben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; Alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelfte der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Froste, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.



Mitterweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden mit jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über Alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Goldseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebieten-



den Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Nartheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gefinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthse lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters war kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem versprechen, wieder bei ihm einzufehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

#### Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.



Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anderes, als es sei Alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum, noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch Alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müßet Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird.“

Ich erschrak und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem



Hause abzuholen. Alles Andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen ins Feld, und Euch als tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustigs Leben führen zwischen Leid und Freud."

Darauf versprach ich ihm, nach Hause zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfangen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir Alles miteinander; darauf schied er von mir, und, wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimern nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer, als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisliere Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahreszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab;



jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

#### E i n M o r d.

Am siebenundzwanzigsten Tag des Aprils hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen schweren Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchungen hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, Alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Montemarignano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisliere ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meisters Scasani



fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient; denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten.“

„Ich scheide nicht mit Freuden,“ antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Andenken empfehle.“

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluthen, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet.“

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mit der Scheere mir eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben.“ Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: „Könnte



ich nur sterben!“ — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: „Geh', schöner Verräther, und brich mir das Herz.“

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketschuß, der das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghislieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!“ schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.“

„Ha, Vermaladeite,“ schrie Don Ghislieri, „fehlt' die Kugel, trifft ihn das Eisen.“ Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezücktem Degen entgegen, und rief: Don Ghislieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich beschwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme, Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder.“

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hilfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen.“

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; Andere knieten



auf mich nieder und entrißten mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsternes Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfang, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund\*).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghislieri sei nach einer halben Stunde Todes verblieben und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsfnechte.

---

#### Der Tag zu Peshiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhalmer zu sehen, noch denselben zu schreiben; doch verhiess er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghislieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

---

\*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderbarlich genug abstecken.



Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghislieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimern, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an den Hängschlössern vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hingehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghislieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach: er sei nie vor der Thür gewesen und Niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leibes in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamascher Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber



den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu sein. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sntemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghislieri's Leben nicht muthwilligerweise geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getöse neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano, her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano, her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings, mit den Füßen voran,



durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin mein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckigten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Mühe von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfieng, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth erlöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Rettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erste Mal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen,



wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfangen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Gile, bis wir ein Wäldchen von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Wegs zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Guer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines



Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitem Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth hereinkam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam der Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast.“ So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghislieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eifertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer!“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grünes



Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Barettlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reifige, die er geworben.

#### Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reisfost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O guldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appenninischen Gebirg entgegen, und hielt uns Niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tages blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem



guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein Anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriednem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle Alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthür gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Guern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kauffsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst und kommet wieder, wenn Ihr die Glocke läuten höret.“

Ich that auch, wie er es geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll;



welches weder mit eines Mannes noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch graufete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle, und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Mit dem Rücken dicht an diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Gläschlein hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Gläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war



dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprufen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch fließen, hat es mich hinten am Wammis gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und dreimal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klaufe, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

---

#### A n d e u t u n g e n .

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Del und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.



Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein war aber ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat wehthun können, und Alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinodes verlustig ginge durch eigene Fahrlässigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Uedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch



habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt, und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen, um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musit verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübde zu bethen. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Wortes; es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs



sagte mir Don Alfonso, man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

---

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und Alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano ins Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Vannisirten



zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, fahrten wir in das Haus eines Edelmannes, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfeunig, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichen Angesichts und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts heilsam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Juniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt



hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

§ 1 u d t.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthaltes in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unfaßlich, in dem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da, wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt. Ich kleidete mich schnell an; und eilte mit Alfonso und Thorhaimern, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pfortlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. Da kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reitern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem un rechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezücktem Schwert gegen die Ka-



pelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Walde vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man flüchtig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn segnen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den Andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reiter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, und rauf die beiden Andern Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte Alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forlì. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesgemäß



erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Grafen Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Grafen Ulrich, den er aber nie so lieb gehabe, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen, ich aber immer ein Wildfang gewesen von Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grotta lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junfer Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das Alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Desß gränzte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

---

#### Wallfahrt nach Loretto.

Wie mich nun der Schneider mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und ich bin viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffeleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach



einem Schiffe zu fragen, das nach Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loretto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begierde stand längst darnach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablass für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablass zurückkehrte; doch noch Mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rösse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Lande Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, nun ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen mit rothem Gewande. Aber ich konnte den



Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte, wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten Viele hinter und neben mir.

---

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umfah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht dächte mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend war, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Säusen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf



verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte und ein Gemurmeln von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neugierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir



so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich Niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruhe. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Ebenedeten, wie sie mir in ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbaret, was mir geschehen.

---

#### Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien Niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüths, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte,



stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr sucht; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich stillstehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrer weiblichen Geschlechts zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freude, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; und dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baum aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen ein Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Geld zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgenden Tages zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.“

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona ge-



kommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewunderte. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehere es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland hinwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereute sie es, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich so geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie in dem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ich's nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.



Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, das Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe!“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz außer mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl Recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielst zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loretto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweiht es niemals.“

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht



Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?“

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet.“

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?“

„Das wisset Ihr am besten,“ gegenredete ich: „in dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen.“

„Nirgends sonst?“ fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge.“

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleicht?“

Ich erwiderte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr.“

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefalteten Händen: „Entzieht mir Eure holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündigt, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmet mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!“ — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch,“ sagte sie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie soll ich Euch nennen?“

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weih'n? O gewähret mir die Gnade!“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“



„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loretto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht ins Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte kniend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloß mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte und sah das Haus, in welches sie ging.

---

#### Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loretto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stief-



mutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberge, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angerebet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gasset. Was suchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden.“

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir.“

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten, denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen,



und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das feste Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter, wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhiess Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorfaal und hütete Hermingarden.

#### Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“



„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen.“

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend.“

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel aber wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verliesse.“

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß.“

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen, Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?“

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein.“

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?“

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!“

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Ich aber hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten.“

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen.“

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kind-



heit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand mache, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißt, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mann, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nach dem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Jedoch außer dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber,“ fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch ins Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben.“

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau unweit Montefiascone am Bolsener-See bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.



Ich sprach ihr Muth zu, und verhiess, Alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Antlitz zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an; drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß.“

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

#### Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Deß erschrak ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich.“

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seite ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und



den Rossen Futter zu geben, bewunderte Jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde von dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich,“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich, „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise! „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich Alles für einen Traum.



„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe, welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Asissi gedenke ich wohl mein Lebtag.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

#### U n g l ü c k.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und ich bin gar sehr ermüdet. Gilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben; bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie ins Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder aufs Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.



Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarden gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in die finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlorenen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich auf den Boden, und zerraupte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel, am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten



wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stieffchwester ihm ver- kuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Menschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auch auf viel Ungemach.

---

#### Die S ä n g e r i n.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Roße halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brunnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Roße tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavaller aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen werde, seitmal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß



ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Karlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vizekönig von Napoli gegen sie ins Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Collesferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also, daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn Jedermann sich an den Lustbarkeiten ergözte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.



Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh' mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Berstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.



Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und auffuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Voretto und seitdem so schönöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht, denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war voll Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese, vom Tanz ermüdet, sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Gluth. Aber ich erschrak ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine



Liebe empörten, einer Treulosen gebient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanze zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden?“ — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiderte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen.“

„Nein,“ sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würd’ ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß Euch Niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.“

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich Alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Voretto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die fittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern so einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.



Z u s a m m e n k u n f t.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.“

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdelein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Eurerwillen noch den Schlaf abbreche.“

„O Hermingarde,“ sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinausschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!“

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von Allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loretto an, bis wo sie mich verlassen, Alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Märrin, daß mich ihr Spott etwas zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müßet mir verzeihen,“ sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Eurer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch laßet es dabei verbleiben, und verzeiht mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzte. Ihr wißet, die Liebe will geneckt haben.“

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt



zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet."

"Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?"

"Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet."

Sie lachte von neuem, und ich ward ob ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sehe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun sände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu befündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?" — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz,



und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, mit den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt war.

#### Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie; und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht, aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein zu Assisi gethan. So lag ich in ihren Banden, und haßete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts Anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise ins Ohr: „Wollet ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich



beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erste Mal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hereintrat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Eure Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hängen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständnis. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Kasse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe Jemand im Schlosse wach ward.

---

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo, denn ich gedachte des Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich



keinen Werth, sintemal ich Hermingarden gefunden, ehe ich's geglaubt. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel geirrt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

---

#### Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen, wie im Haus, Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward



meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischen Ansehen.

„Zum Teufel, Don Basilio, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Krautstücken zerhauen!“ Also rief Einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Montemarcano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die Andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistello del Aratro.

Darauf beehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der Vornehmste von Allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer und fragte: „Habt Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen, und hierher gekommen. Nun folget mir, als ein tapferer Streiter, ins Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich, das Schloßlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheißt ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So solltet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil Ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wißet Ihr,



wie Euch Sciasani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris, oder die Gunst meines Feuergeistes, gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche.“ Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitsfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geöff't. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen von Collesferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah.“

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Collesferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern.“

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schloßlein ob Cicoli,“ rief einer der Kavaliers: „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Be-



sagung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich.“

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?“ sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiate, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblieh. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiate geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir vorbehalten.“

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm.“

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal in dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durchs Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein



Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommt mit nach Olgiato.“

Da ward mir zu Muthe, als wäre Alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

#### Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimern, wo uns Niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit Alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmal mit neuen Freudebezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe Jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber Niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur vier sind verwundet worden, doch ohne Gefahr. Von Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe sich wiederholt in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schaden gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergeschnitten. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.



Nachdem habe Don Alfonso sich in die appenninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Rückzug nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco de Sciarra gegeben; denn Marco hatte ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, wie auch im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Darnach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkoren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Bagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt,



ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Bagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toskana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgesandt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen aus einander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegersleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann ist dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schloßlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heere nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.“

---



Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Collesferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben sollte. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie den Tod Lamentano's vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavaliere kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr, wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen



Stunden hätte sie Rösse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei Niemand denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Ross gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden und den Mund geknebelt, auch das Ross, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht überhäuft gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tages weiter gegangen, bis man endlich nach Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Da sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie gezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klagegeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die



Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei verannt. Daraus ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern also bald, noch vor der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit wieder in den Platz zu werfen, wenn er hindurch könne. Auch Pietrangelo, Tutto de Petraltà und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tages in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

#### Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme.



Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie in Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt war aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule da stand, und von dem Glanz ward Alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubender Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, wie mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satanas bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.



Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes, auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursine mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte frühlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Saum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heute den Vortrab führen, auch der Erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu.“

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano,  
Jsch. Nov. VII.



und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursine befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen Uebrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben Alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Unordnung durch einander; einer trachtete dem andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezücktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther



Piccolomini seib.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerte meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toscanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reifige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolf zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolf suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconto de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also, daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.



Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien haß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung und trachte nach Olgiato zu kommen.“ Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißern, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über Alles befragte, was Piccolomini machte; dann wurden wir weggeführt und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn



Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihm, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolimini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

---

S e r m i n g a r d e.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Lutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Rath's mit mir zu pflegen.

Wie ich aber den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt, denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“



Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todtenhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küßend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtete: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an, dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wißt,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr Ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher.



Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich Leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher ist das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. D verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

"Wie kommt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?"

"Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? D wenn ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut', was ich gelitten habe? Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!"

"Seit Trevi bis heut'?" rief ich lachend: „Und seitdem haben wir uns nicht gesehen?"

"Sie entgegnete darauf: „D wohl in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich."

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und Alles, was im Hause Collesferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loretto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra herein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loretto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Rath's zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Picco-



lomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um Allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein Jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärm jenseits des Baches.



Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und schwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen. Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden.



Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd hinter einem alten Baum, und ich war an ihr vorübergerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gefindel zurück, welches uns entgegen kam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gesecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir Alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkaufte, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich ziehen, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.



M a h n u n g e n.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschloßen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verfühle wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch



gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unstätte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum forget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenkhet wohl, was Ihr thut.“

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

---

U n g l ü c k.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir,



wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfrondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Gi,“ sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?“

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarda di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es Zeit, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen.“

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiderte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhängen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl



möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Balva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Balva ausbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Balva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen.“

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung.“

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte



er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber.“

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft Alles hinzugeben. Dann erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und Alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagereise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit Niemanden, der mir Red' und Antwort geben könnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und geberdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß



stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgendes Tages, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Balva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und ersuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber ich schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh,



flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhalmer lebt.“

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Balva hinwegführte; wir wußten nicht, wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und getrauten uns kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Balva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regenschurm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

---

#### M e r k w ü r d i g e s   G e s p r ä c h .

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Collesferro dich zu den



Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen."

"Nach Rom will ich dich führen, du Himmlische," antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir, alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere Alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe."

Da wollte sielechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

"Auch," sprach ich, „meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie sprach: „Er ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun Alles. Ich aber verstand



sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen.“

Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hatte den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscari, daß er dich zu mißbrauchen gedanke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt, oder hast du ihm jemals geliehen?“

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst.“

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügst. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane.“

Diese Worte machten mich ernsthaft und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?“

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscari? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an einem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?“

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „O Himmel, was sprichst du? Bist du es selbst gewesen?“

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergößen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre nicht, du verehrst noch heute in ihm einen Zauberer.“

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch



weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte, ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch Niemanden gesehen, der im Besiz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandfleck seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird.“

---

#### N e u e B e r l e g e n h e i t.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also dem Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Weg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger,



denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Collesferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Collesferro? Warst du Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Darauf verließ sie das Zimmer der Herberge, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun ward mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr Alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuschem Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und



Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Aleini Her-  
mingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen  
Betrüger. Wohl hat mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen  
Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen  
trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus  
dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingestößt hatte. Denn  
konnte diese Lucia mich von ihm abwendig machen, so war ich auch  
abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre  
Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich  
in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Pic-  
colomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in der-  
selben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini  
zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde,  
daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervor-  
zog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr  
irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien wer-  
den könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist  
hatte noch nie übel geweissaget.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich  
ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich  
doch, es war Hermingarde.

---

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte  
sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an  
mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz, sobald du Lucia  
bist, jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn  
deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute



des Soldaten in Balva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin.“

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse, in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Voretto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wälblein bei Alfissi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benützt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorheimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarro's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheissen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Goldselige, die sie immer war; doch legte sie ihren bisherigen Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tages, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie



einige Tage ruhen zu lassen, daß man nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich lieb-



tet, sondern meiner zu Euerem Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebfosungen eitel Trug?“

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist es besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini ver-lassen?“

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Alfissi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft einhauchte!“

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die guldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise.“

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.



Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia oder Hermingarde in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letzten Male vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen.“

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, bei dem vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Bivincaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?“ Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! Alles aus einander!“

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark



Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Niete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Ueberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich keineswegs, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberge ein, wohin arme Bürgerleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablass zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgenden Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberge und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat nach Florenz abgereiset sei, weil er die böse Lust von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte Alles, was mir



zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermesslichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, mein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen beim Dunkeln betrachtete, war er voll Blut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Cavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlange nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf.



Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheissen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit größer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen.“

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest.“ Nach dem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!“ sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.“

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnen-



strahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir böß und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Kniee, daß ich sehr erschrak. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freuden und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nach dem gingen wir beide Arm in Arm, gleich Trunknen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.



„Wie sprecht Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Balva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgenommen, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachen bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo auffuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loretto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Collesferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen



mögen. Darum kommet und fliehet dieses gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Eure Gemahlin in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelwerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.“

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch auf ganz andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

---

#### B e f e h r u n g.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens; dann, wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!“ und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach,“ rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden.“



Ich Glender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt.“

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzerrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifeln auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfte ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loretto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Collesferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an



Kräften zu, und blühte wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Balva und Aquila begegnet, damit meine schmachliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

#### Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen; wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und, an Händen



und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat."

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in das Gläslein gethan mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schreckniß Troß zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euer Arm vonnöthen gehabt. Glaubet mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschiedt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Eurer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen erteilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

#### Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheint eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."



Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens fragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?“

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimern: „Gehet, eilet, fliehet hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarden sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingschwester, die mir allzuähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrak ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“



Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia, welche sich lieber Lucia nannte, die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkart. Sie flohen einander, und wenn sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohnes die Güter verschwanden und Mangel einzufehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia ließ sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß Aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinns dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigste bei Mutter, Schwester und Bruder. Doch bald verdroß die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der



Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loretto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine Andere, aus der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe; wie sie mich durch ihre Ähnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte, als Gemahlin, zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften



Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderselttsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohl bekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Herzingarde sei die Zwillingschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewähret mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen.“

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er beehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorliege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Collesferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von



meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem Entsetzen zweimal.

„Nun wählet,“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide fast gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“



Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne, dann aus Noth; denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Land der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir Leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wie wohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

#### U e b e r r a s c h u n g.

Die Sonne weckte uns mit ihren goldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.



Wie ich nach einigen Tagen in Florenz einzog, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit vor mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärtete. Er wurde gehangen, und sein Leichnam an dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Picca dem Geschlecht Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splitter zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tages dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir



den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete, auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — —\*)

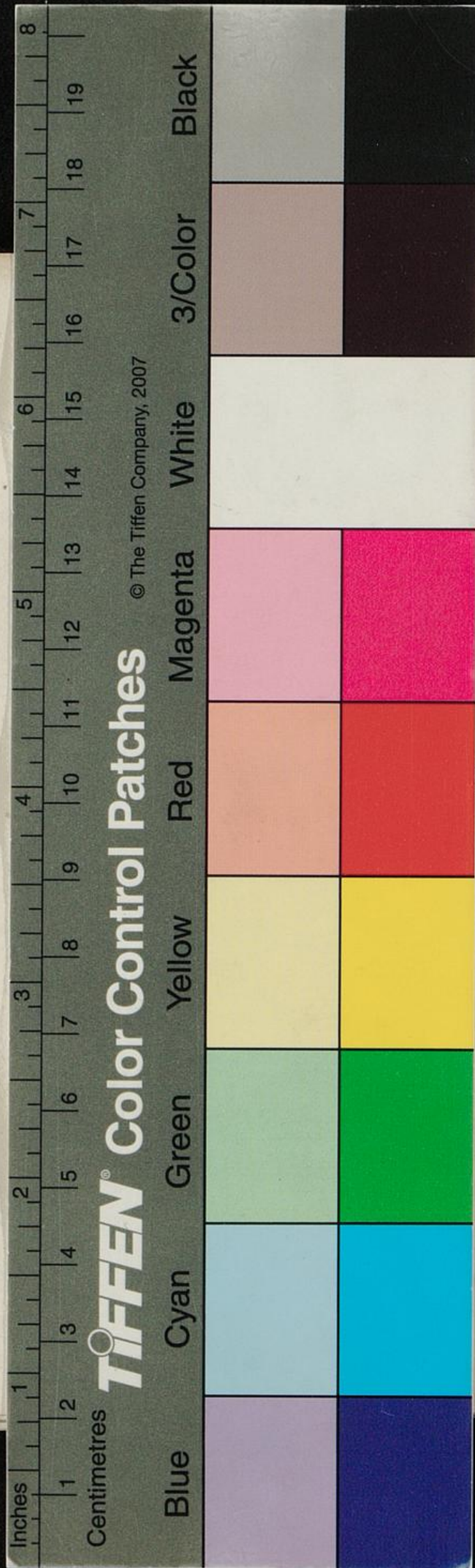
---

\*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.









Harau.